

Walter Schmithals:

428

# Die beiden Weisen des Friedens

Die Weihnachtsgeschichte des Lukas  
und die politische Theologie

Wann immer Kriege und Aufstände  
ausbrachen, wann immer politischer  
Zwang sich zeigte, da scheiterte mehr  
als der Friede und als ein politisches  
Programm, da endete ein Stück Heil.



*Weihnachtskrippe des polnischen Bauern und naiven Künstlers Waclaw Suska*

Die lukanische Weihnachtsgeschichte hat nicht zufällig ihre Faszination aus jener Zeit, da sie das einzige Weihnachtsgeschenk unter Christen zu sein pflegte, auch in unserer Zeit, da der Handel Jahr um Jahr einen neuen Umsatzrekord anstrebt, im Kreis der Glaubenden und darüber hinaus behalten. Dies mag zum Teil an der großartigen erzählerischen Gestaltung der Weihnachtslegende liegen, die zum „Krippenspiel“ geradezu einlädt.

In der ersten Szene wird der Blick des Lesers von dem mächtigen Kaiser Augustus, dem Beherrscher des Weltkreises, sogleich auf die intimen, uns menschlich so nahen Probleme eines jungen Ehepaares gelenkt, das sich auf Befehl des allgewaltigen Herrschers auf einen beschwerlichen

## aus der evangelischen Welt

Weg machen muß, obschon die letzten Tage der Schwangerschaft Marias angebrochen sind und die junge Frau dann auch — in der Stadt der Väter zwar, aber unter nicht eben bequemen Umständen — noch während der Steuerzahlung ihr Kind zur Welt bringt.

Die zweite Szene wechselt den Schauplatz, von der Stadt auf das Land, von der Herberge auf das freie Feld, vom Tag in die Nacht. Auch diese Szene lebt vom Kontrast, freilich nicht von dem erträglichen Gegenüber des Herrschers und des gehorsamen Bürgers, sondern von der erschütternden Begegnung der Hirten mit den Boten Gottes, der irdischen Finsternis mit dem himmlischen Licht.

In der dritten Szene finden sich die beiden ersten zusammen. Die Hirten suchen das Kind in der Krippe und erzählen, was ihnen die himmlischen Gesandten über das Neugeborene gesagt haben: eine Kunde, über die sich alle wundern, die sie hören, und die Maria in ihrem Herzen bewahrt.

Welche Botschaft wird auf dem Hirtenfeld aller Welt kundgetan?

Man hat die Tatsache, daß die himmlischen Boten zuerst die Hirten aufsuchen, gerne sozialkritisch gedeutet: Gott besucht die Ärmsten, die Unbehausten, die Verworfenen. Aber der Erzähler unserer Geschichte denkt nicht daran, die Hirten in die ehrenvollen Lumpen des palästinensischen Proletariats zu kleiden. Sie sind vielmehr als Besitzer jenes Hauses gedacht, in dem Maria und Josef am Ziel ihrer Reise unterkommen und in dessen Krippe die Hirten zuerst nach dem neugeborenen Kind suchen. Die Hirten auf dem Felde erinnern den Leser der Erzählung daran, daß Gott

---

Professor Walter Schmithals lehrt Neues Testament an der Kirchlichen Hochschule Berlin

---

einst Samuel nach Bethlehem sandte, um David zum König zu salben, als er die Schafe hütete. In der Heiligen Nacht wird also der verheißene Gesalbte Israels geboren, der zum König aller Völker bestimmt ist.

So gesehen lebt die Erzählung von der Spannung zwischen dem Kaiser Augustus, der alle Welt für seine Steuerlisten einschätzen läßt, und dem Kind in der Krippe, durch das allem Volk eine große Freude widerfahren soll. „Friede auf Erden“ lautet die Botschaft der Engel. Der Mensch jener Tage dachte bei „Friede auf Erden“ an den römischen Frieden und an seinen Bringer, den Kaiser Augustus.

Mitten im verheerenden Bürgerkrieg noch, 42 oder 41 vor Christi Geburt, schrieb der römische Dichter Virgil seine Vierte Ekloge und kündigte die Geburt des Weltheilands, des Friedensherrschers an. Später dichtete er in der Äneis: „Dies ist der

Mann, dies ist er, der längst den Vätern Verheißene, Cäsar Augustus, Sohn Gottes und Bringer der Goldenen Endzeit.“

Als Augustus 29 v. Chr. nach beendetem Bürgerkrieg in Rom einzog, war seine erste Handlung, auf Anordnung des Senats den Tempel des Kriegsgottes Janus schließen zu lassen. Im Jahre 17 weckte er einen vergessenen Brauch auf und veranstaltete eine Säkularfeier, mit der das alte Säkulum des Krieges begraben und ein neues Zeitalter heraufgeführt werden sollte. Im Jahre 13 wurde der Friedensaltar des Augustus gestiftet und im Jahre 9 geweiht. Wie die jüngsten Ausgrabungen in Rom ergeben haben, stand er auf dem ehemaligen Marsfeld so inmitten der gewaltigen Sonnenuhr des Augustus, daß am Geburtstag des Kaisers, am 23. September, der Schatten auf der Äquinoktienlinie genau zur Mitte des Friedensaltars wanderte und demonstrierte, daß Augustus für den Frieden geboren war.

Aus allen Teilen des Landes klingt das Lob dessen, der nach langen Zeiten des Schreckens der Welt Ruhe, Wohlstand und die Segnungen des Friedens zurückgegeben hatte. Die Mauern der Städte zerfielen; Handel und Wandel breiteten sich aus; Straßen und Meere waren sicher. Der Wohlstand wuchs, der Tourismus blühte, der Luxus nahm zu.

Im Jahre 9 v. Chr., als in Rom der Friedensaltar des Augustus geweiht wurde, beschloß der Landtag der kleinasiatischen Griechenstädte, den Jahresanfang auf den Geburtstag des Kaisers zu legen. In dem entsprechenden Beschluß heißt es in der Sprache der politischen Theologie jener Zeit: „Die Vorsehung, die über allem Leben

waltet, hat den Augustus zum Heil der Menschen mit solchen Gaben geschmückt, daß sie ihn uns und den kommenden Geschlechtern als Heiland gesandt hat. Allem Krieg wird er ein Ende machen und alles herrlich ausgestalten. In der Erscheinung des Kaisers sind die Hoffnungen der Vorfahren erfüllt.“ An anderer Stelle lesen wir: „Erde und Meer kommen zum Frieden, Städte blühen in guter Ordnung, Eintracht und Glück; es ist die Zeit, in der alles Gute wächst und gedeiht, die schönsten Hoffnungen auf die Zukunft, die Heiterkeit im Blick auf die Gegenwart.“

Es liegt am Tage, daß die Weihnachtsgeschichte des Lukas diese Vorstellungen und Sprache aufnimmt, *parodiert*: „Siehe, ich verkündige euch große Freude ... Euch ist heute der Heiland geboren ... Friede auf Erden.“

Die frühe Christenheit wendet sich nicht gegen den wunderbaren Frieden des Augustus. Alle profitieren von ihm, und auch die christliche Mission nutzte die Möglichkeit des römischen Friedensreiches, als sie das Evangelium in wenigen Jahrzehnten vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen der Ökumene trug.

Aber die Weihnachtsgeschichte des Lukas besingt nicht den Frieden des Augustus, sondern den Frieden Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, den Frieden unter den Menschen des göttlichen Wohlgefallens, und sie verbirgt ihre Skepsis gegenüber dem römischen Frieden nicht, wenn sie von Augustus nur zu sagen weiß, daß er die Ökumene — den Weltkreis — für seine Steuer einschätzen läßt. Der Friede des Augustus war teuer, weil er von innen wie von außen ständig bedroht war. Er beruhte

auf der Übermacht der römischen Waffen, auf der Abschreckung der inneren und der äußeren Gegner. Man bezahlte für ihn mit Abhängigkeit und mit Geld und war seiner doch nie sicher.

Der römische Friede wurde von unfriedlichen Mitteln getragen. Nicht friedfertige Herzen der Menschen garantierten ihn, soweit er überhaupt garantiert werden konnte, sondern die waffenstarken Legionen des römischen Heeres, die an den Grenzen aufmarschiert waren. Die große Gabe des Friedens wurde auf Lanzen spitzen dargereicht; ihre Segnungen waren Früchte eines Baumes, der seine Wurzeln tief in einen Grund von Angst getrieben hatte.

Darauf macht die Weihnachtsgeschichte aufmerksam, ohne Kritik, in nüchterner Feststellung. Der frühen Christenheit lag die Utopie fern, die Welt könne einen besseren Frieden herstellen als den Frieden des Augustus. Irdischen Frieden gibt es nie ohne Furcht und Sorge. Die Kritik der Weihnachtsgeschichte richtet sich im Gegenteil gerade dagegen, daß der Kaiser beanspruchte, nicht mehr so zu geben, „wie die Welt gibt“. Die Christen sahen mit Angst und Schrecken, daß dem Kaiser, welcher der Welt den Frieden gebracht hatte, als dem Friedensbringer göttliche Ehren zuteil wurden.

Er wurde „Heiland“ genannt, weil er die göttlichen Verheißungen eines ewigen Friedens erfüllte. Augustus ließ es zu, daß überall in den östlichen Provinzen Tempel für ihn und die Göttin Roma errichtet wurden. Seine Nachfolger ließen sich auch im Westen schon zu Lebzeiten als göttliche Herrscher feiern. Der herrliche Friede, den der Kaiser mit gewaltiger militärischer Macht erzwang, wurde durch die Vergöttlichung des Herrschers theologisch überhöht. Für diese politische Theologie des Römischen Reiches fielen das Heil der Welt und der römische Friede zusammen. Die machtvolle kaiserliche Friedenspolitik wurde zur unmittelbar sinngebenden Macht des menschlichen Daseins, der Mensch, in der Gestalt des Friedenskaisers repräsentiert, sein eigener Erlöser.

Wo immer der Friede scheiterte, die Grenze blutig verteidigt werden mußte, nationale Aufstände ausbrachen, Befreiungsbewegungen aufstanden und der politische Zwang sich zeigte, mit dem der Friede erkaufte wurde, da scheiterte mehr als der Friede und als ein politisches Programm: Da starb der Gott des Friedens, da ging ewiges Heil verloren, da verschwand der Sinn aus dem Dasein für Menschen, die politisch Machbares vergöttlichten.

## Menschen sind Bettler, auf Gnade angewiesen

Die frühe Christenheit erkannte in jeder Vergöttlichung menschlichen Tuns die Wiederholung des Sündenfalls. Sie hatte die Tiefe der Sünde theologisch ausgelotet und begriffen, daß diese Tiefe nicht schon erreicht ist, wo man des Bösen unmittelbar ansichtig wird, sondern erst dort, wo die Tollheit im Guten sichtbar wird. Darum hielt sie sich fern, als die jüdische Befreiungsbewegung gegen Rom zu den Waffen griff – im Namen Gottes und um des wahren Friedens willen. Weil es im Krieg von 66 bis 70, der mit der Zerstörung Jerusalems endete, auf beiden Seiten um den Frieden als höchstes Gut ging, war dieser Krieg so grausam, erbarmungslos und blutig. Die totalen Kriege werden stets um das total Gute geführt oder um das, was man dafür hält.

Demgegenüber verweist die Weihnachtsgeschichte auf das Kind in der Krippe. Bringt dies Kind das Heil in die Welt, so gehören die Ohnmacht des Menschen und das heilvolle „Fürchtet euch nicht“ unlösbar

zusammen. Darum ist in solchem Sinn singt der himmlische Chor: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden.“ Friede kann nicht dort erwartet werden, wo dem Menschen göttliche Ehre dargebracht wird, sondern wo der Gott in der Höhe zu Ehren kommt. Krippe und Windeln als Erkennungszeichen für die Hirten sind ein idyllischer Zug in unserer Geschichte so wenig wie ein sozialkritischer Protest. Wie die Hirten auf dem Felde die gewöhnlichen Menschen sind, so symbolisieren Windeln und Krippe menschliches Wesen schlechthin in seiner Niedrigkeit und Ohnmacht.

Die Menschen sind Bettler, auf Gnade angewiesen, und Gnade wird nur denen zuteil, die Gott die Ehre geben. Die frühen Christen werden angeleitet, allerorten Gott zu bitten, er möge dem Kaiser und seinen Statthaltern Einsicht und politische Vernunft schenken, daß alle Menschen ein friedliches Leben führen können. Aber sie wissen zugleich, daß der Friede Gottes höher ist als alle Vernunft und nur in leere Hände gelegt wird. „Er ist unser Friede“ heißt es deshalb in Epheserbrief, und zwar wiederum in Parodie der Sprache des Kaiserkultes und der politischen Theologie.

## Ich gebe euch nicht, wie die Welt gibt

Das bedeutet freilich, daß der Friede, den die himmlischen Heerscharen ausrufen, auch mit den idealsten Vorstellungen des römischen Friedens, der pax romana, nicht identisch ist. Dieser Friede ist Abwesenheit von Krieg als Bedingung ökonomischen und sozialen Fortschritts. Er ist, auch in der seither nicht wieder erreichten Vollkommenheit der römischen Kaiserzeit, eines, der Friede Gottes ein anderes. Gottes Friede macht sich gerade nicht von den politischen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Menschen abhängig. Er gibt seinen Segen auch inmitten des irdischen Unfriedens, und er hält stand, wo den Menschen angesichts der Brüchigkeit und der ständigen Gefährdung des irdischen Friedens der große Schrecken nicht losläßt. Insofern ist Johannes 14,27 eine authentische Interpretation der Weihnachtsgeschichte: „Meinen Frieden gebe ich euch. Ich gebe euch nicht, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“

Dieser weihnachtliche Friede läßt sich nicht konstatieren und nicht herstellen wie der irdische Friede. Er wird darum nur den „Menschen des (göttlichen) Wohlgefallens“ zugesprochen. Denn so schließt die Botschaft des Engelchores, deren Übertragung durch Luther („und den Menschen ein Wohlgefallen“) ebenso unzutreffend ist wie die Wiedergabe in der lateinischen Bibel, die von „Menschen guten Willens“ spricht.

Beide Weisen des Friedens dürfen nicht getrennt werden, aber sie sind wohl zu unterscheiden. Der herstellbare Friede, der Friede des Augustus, gehört nicht in das Glaubensbekenntnis. Ihm haben wir uns zu widmen, als hinge er von uns allein ab. Er bedarf heute mehr denn je des sorgfältigsten politischen Kalküls; denn zum Frieden gibt es, seit wir die atomare Unschuld verloren haben, keine Alternative mehr. Die Kinder des göttlichen Wohlgefallens dürfen sich in der Sorge um diesen Frieden von niemand übertreffen lassen.

Aber sie sind zugleich des Friedens Gottes gewiß. Denn ihnen ist gegeben, in allem Gott allein die Ehre zu geben. Darum sind sie im Frieden geborgen, auch angesichts des irdischen Unfriedens, auch in der Anfechtung durch das eigene Herz, auch im letzten Streit. Und darum werden sie zu keiner Zeit aufhören, wie die Hirten Gott zu loben und zu preisen für alles, was sie gesehen und gehört haben, „wie es denn zu ihnen gesagt war“.